

Gottesdienst vom 28. April 2024

Text: Psalm 139 (Auszüge) und Jesaja 38, 9-16

Thema: Das Tuch des Lebens

Pfrn. Regula Schmid



*Manta
(gewobenes Tuch)
aus den Anden Perus*

Lesung

Aus Psalm 139

1Du, Gott, schaust mich an und kennst mich.
2Ich sitze oder stehe auf, so weisst du es.
Du verstehst meine Gedanken von ferne.
3Ich gehe oder liege, so bist du um mich.
Mit all meinen Wegen bist du vertraut.
4Die Worte auf meiner Zunge –
du, Gott, kennst sie alle.
5Von allen Seiten umgibst du mich
und hältst deine Hand über mir.
6Wie wunderbar ist dieses Wissen für mich,
wie unbegreiflich! Ich kann es nicht fassen.
13Du bist es, der meine Nieren geschaffen,
der mich im Leib meiner Mutter gewoben hat.
15Mein Innerstes war dir nicht verborgen
als ich im Verborgenen gemacht wurde,
bunt gewirkt in den Tiefen der Erde.
14Wunderbar bin ich geschaffen,
und wunderbar sind deine Werke,
meine Seele weiss dies wohl.
17Wie kostbar sind mir deine Gedanken, Gott,
wie unermesslich ihre Summe!
18Wollte ich sie zählen, sie wären mehr als der Sand.
Ich erwache und bin immer noch bei dir.

Predigt

Liebe Gemeinde,

vor ziemlich genau vierzig Jahren, Anfang April 1984, reiste ich zum ersten Mal nach Peru, um ein Jahr lang in einem SOS-Kinderdorf zu arbeiten. Damals hatte ich noch wenig Ahnung von diesem grossen und vielfältigen Land. Doch ganz in der Nähe des Kinderdorfes gab es eine Familie, die Kunst sammelte und ab und zu zu einer Ausstellung mit Verkauf einlud. Da begegnete ich zum ersten Mal den wunderschönen Mantas und Llikllas, den grossen und kleinen Tüchern, die die Menschen in den Anden weben und tragen. Die Manta, die Sie hier vorne sehen, gefiel mir auf Anhieb und ich kaufte sie. Sie ist zwar nicht von Hand gewoben, doch die fröhlichen, kräftigen Farben und die zarten Muster gefallen mir noch heute sehr gut.

Später dann, als ich länger in den Anden arbeitete und auch umherreisen konnte, lernte ich viele Künstler und Künstlerinnen persönlich kennen, und es wurde mir bewusst, wieviel Arbeit in einem solchen Stoff steckt. Da sind die Frauen, die in manchmal sehr abgelegenen Regionen die Schafe und Alpakas hüten und immer ihre Spindel dabei haben, mit der sie aus der Wolle Fäden spinnen. Da sind die Männer, die die Tiere scheren und die Wolle zusammentragen. Da sind die Frauen, die sie waschen, kämmen und mit wunderbaren Naturfarben färben: Mit dem Rot der roten Läuse, der Cochinillas, mit dem Braun des Nussbaums, mit dem Grün der Kräuter und mit dem Schwarz der Wurzeln. Und wenn die Fäden ihre Farbe erhalten haben, setzen sich die Weber und Weberinnen an ihre Webstühle. Sie spannen gekonnt die Fäden in den Rahmen, sie schicken das Weberschiffchen hin und her und lassen, ganz ohne Vorlage, wunderschöne Muster und Bilder entstehen.

Dieses gewobene Tuch verbindet mich mit den Menschen Perus, auch mit vielen, die ich gar nicht kenne. Wenn ich es anschau, so sehe darin die Gesichter der Männer und Frauen, die bei der Entstehung dabei waren. Wenn ich es anfasse, so kommen mir die Hände nahe, die es auch schon angefasst haben. Dadurch bekommt die Manta für mich eine Bedeutung, die weit über ihre konkreten Fäden hinaus reicht. Ich erkenne darin Lebensfäden, die sich weit übers Meer spannen und die mich mit vielen Menschen weltweit verbinden.

Das gewobene Tuch verbindet mich mit Menschen um mich herum – und es verbindet mich mit Menschen, die lange vor mir gelebt haben. Zum Beispiel mit dem Dichter des 139. Psalms. Ein paar der Psalmverse haben wir in der Lesung gehört. Der Dichter denkt über sein Leben nach und über Gott, mit dem er sich zutiefst verbunden fühlt. Und wenn er nach Worten und Bildern sucht, mit denen er seine Freude, sein Staunen und seine Verbundenheit ausdrücken könnte, so kommen ihm die Weberinnen und Weber seiner Zeit in den Sinn. Sie sind an ganz ähnlichen Webstühlen gesessen wie die Menschen der peruanischen Anden. Und sie werden für den Dichter zu einem Bild für Gott:

Du, Gott, bist es, der meine Nieren geschaffen,
der mich im Leib meiner Mutter gewoben hat.
Mein Innerstes war dir nicht verborgen
als ich im Verborgenen gemacht wurde,
bunt gewirkt in den Tiefen der Erde.
Wunderbar bin ich geschaffen,
und wunderbar sind deine Werke,
meine Seele weiss dies wohl.

Mich berührt dieses Bild und die Erfahrung, die darin zur Sprache kommt: Gott sitzt an seinem grossen Webstuhl. Er nimmt immer wieder neue farbige Lebensfäden in die Hand und schickt sie hin und her. Und jedes Mal entsteht ein neuer Mensch, ganz einzigartig in seinen Farben und Mustern. Jede und jeder von uns ist gewoben als Unikat. Doch nie als Einzelne, Einsame, sondern immer zusammen mit allen andern um uns und vor uns und nach uns, die auf dem gleichen göttlichen Webstuhl gewoben werden. Eingewoben ins grosse Lebenstuch Gottes.

Wie gerne möchte ich diese staunende und dankbare Haltung lernen und üben. Gott webt diese Welt, und wir weben mit ihm. Wir werden bewegt von seinen kundigen Händen, und unsere Hände führen sein Werk weiter – denn in seinem Bild hat er uns ja geschaffen. Wir bringen unserer Farben und unsere Muster mit und weben Beziehungen und Anteilnahme und Freude.

Doch nicht immer spüren wir diese Verbundenheit mit Gott und miteinander. Manchmal fühlen wir uns wie abgeschnitten von der göttlichen Liebe, abgeschnitten von menschlicher Zuneigung und vom Ganzen der Welt. Manchmal tragen wir durch unsere Gedanken, unser

Reden und Tun auch selber dazu bei, dass Fäden abgeschnitten werden. Und wenn wir erleben, wie kleine Kinder im Mutterbauch sich nicht so entwickeln, wie es gut wäre für sie, ja, wenn sie sogar sterben, noch ehe sie richtig zu leben begonnen haben, dann fragen wir uns: Du Gott, grosse Weberin, wo bist du? Wo ist deine Kreativität, wo sind deine Lebensfäden? Auch Hiskija, einer der Könige im alten Israel, stellte sich solche Fragen. Er musste miterleben, wie ein Teil des Landes erobert und zerstört wurde, und er erlebte auch persönlich eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Todes brachte. Eines seiner Gebete überliefert uns der Prophet Jesaja im 38. Kapitel seines Buchs:

Ich sagte in meiner Not:
Jetzt, im allerbesten Alter,
stehe ich am Tor der Totenwelt
und darf mein Leben nicht zu Ende leben!
Hier, in der Welt der Lebenden, darf ich Gott nicht länger sehen;
dort, wo alles zu Ende ist, erblicke ich keinen Menschen mehr.
Das Haus, in dem ich lebe,
wird abgebrochen und weggetragen wie ein Hirtenzelt.
Wie ein Weber, der sein Tuch einrollt,
so habe ich mein Leben ausgewebt;
nun wird es vom Webstuhl abgeschnitten.
Tag und Nacht fühle ich mein Ende nahen.
Morgens bin ich wie zerschlagen und denke:
Er zermalmt meine Knochen wie ein Löwe.
Wie eine Schwalbe piepst meine Stimme,
mein Klagen tönt wie das Gurren der Taube.
Mit müden Augen starre ich zum Himmel.
Ich kann nicht mehr, Gott! Tritt du für mich ein!
Ach, Gott, erhalte mich am Leben!

Auch Hiskija sieht in seinem Gebet einen Webstuhl vor sich, an dem sein Leben gewebt wird. Es ist dabei nicht ganz eindeutig, wer der Weber ist. Ist es das Schicksal? Ist es Gott? Ist es Hiskija selber? Auf jeden Fall wird deutlich, dass er all seine Kraft, sein Vertrauen, sein Beziehungsnetz verloren hat. Lange hat er sich verbunden mit der Lebensquelle gefühlt, verbunden mit der schöpferischen Kraft, von der her alles kommt und durch die alles miteinander verbunden ist. Doch nun hat er das Gefühl, dass das Weben aufgehört hat. Sein Leben ist zu Ende, der Faden wird abgeschnitten, die Bewegung kommt zur Ruhe. Sein Lebenstuch ist nicht mehr verbunden, sondern abgesondert vom grossen Tuch des Lebens. Hiskija ist nur noch müde, zermüht von vielen Schmerzen, nur noch fähig zu stöhnen und zu klagen. Verlassen fühlt er sich, einsam, hilflos, enttäuscht, vielleicht aber auch wütend und verwirrt. Wahrscheinlich haben die meisten von uns auch schon solche Zeiten durchgestanden oder sind vielleicht sogar mittendrin. Zeiten, in denen wir uns wie abgeschnitten fühlen vom grossen Webstuhl Gottes und ohne Beziehungsfäden zu anderen Menschen oder zu uns selber.

Hiskija ist zutiefst erschöpft und weiss nicht mehr weiter. Doch den dünnen Faden zu Gott, auf den er immer noch hofft, an den er immer noch glaubt, den will er nicht aufgeben, den will er nicht abschneiden, so lange es irgendwie geht. Auf Gott hin schreit er seinen Schmerz und seine Trauer hinaus und hofft darauf, dass dieser seinen Faden aufnimmt, weiterspinnt, weiterwebt, und er wieder zurückfindet zum grossen Tuch des Lebens. Wie gerne möchte auch ich, gerade in schmerzhaften und beängstigenden Situationen, diese Haltung lernen und üben: Was auch geschieht, ich schneide von mir aus den Faden nicht ab, nicht zu mir selbst, nicht zu anderen, nicht zu Gott. Manchmal ist der Faden nur noch ganz dünn und zart und fast nicht sicht- und spürbar. Und dann auch wieder dick und stark und

leuchtend farbig. Manchmal spüre ich die Bewegung des Webstuhls ganz deutlich und freue mich über die grosse Weberin, die ich dahinter ahne. Und manchmal halte ich es fast nicht aus, dass sich nichts bewegt und nichts Neues entsteht in mir und um mich. Und doch: Ich möchte darauf vertrauen, dass das grosse, weite Tuch des Lebens da ist, und ich ein Teil davon bin und bleibe, was immer geschieht.

Gott, die grosse Weberin. Gott, der grosse Weber. Das ist das Bild, das Psalm 139 und Hiskijas Gebet verbindet. Einmal kommt in ihm grosses Staunen und grosse Dankbarkeit zum Ausdruck. Und einmal grosse Not und grosser Schmerz. Einmal eine tiefe Freude, und einmal eine grosse Hoffnung.

Wenn ich das Tuch des Lebens noch einmal anschau und weiterwebe, so möchte ich heute zwei besonderen Fäden mit ihrer je eigenen Farbe noch ein wenig nachgehen.

Der eine Faden ist der, der mit Jesus Christus ins grosse Tuch des Lebens eingewoben worden ist. Der zweite Faden ist der, mit dem wir mit der ganzen Schöpfung verbunden sind.

- Der Faden von Jesus Christus: Er wird für mich besonders deutlich, wenn ich ihn mit dem Gebet von Hiskija vergleiche. Für Hiskija bedeutet der Tod die endgültige Trennung von Gott. Wenn das Tuch abgeschnitten ist, wird es weggeworfen ins Totenreich, und es gibt keinen Faden mehr zum Leben. Mit Jesus Christus aber hat Gott einen ganz besonderen, neuen Faden ins grosse Tuch des Lebens hineingewoben. Es ist ein Faden in einer ganz besonders hellen, warmen Farbe, der auch im Tod nicht abgeschnitten wird, sondern sich durch den Tod hindurch spannt und durch den wir – und ich glaube, auch alle anderen Geschöpfe auf dieser Erde – für immer mit Gott verbunden bleiben. Unser Lebenstuch wird nicht endgültig abgeschnitten, sondern bleibt für immer ein Teil des göttlichen Tuches.

- Der Faden der ganzen Schöpfung: Er wird für mich deutlich, wenn ich den 139. Psalm weiterdenke. Ich stelle mir vor, dass das göttliche Weberschiffchen nicht nur für uns Menschen hin und her fliegt, sondern für alle Geschöpfe dieser Erde. Gottes Kreativität hat keine Grenzen, und unter seinen kundigen Händen entstehen nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen, Berge und Meere, Sonnen und Planeten. Sie alle sind wunderbar geschaffen, gewoben in den Tiefen der Erde, in den Tiefen des mütterlichen Leibes und in den Tiefen des Alls. Und darum, weil sie alle vom Webstuhl Gottes herkommen, sind auch sie verbunden miteinander und mit uns Menschen. Was immer wir tun, hat Auswirkungen auf das ganze Gewebe der Welt. Diese alte Weisheit sind wir in unserer westlichen Welt erst langsam wieder am Entdecken. Bei anderen Völkern, zum Beispiel bei den Menschen der Anden, ist sie immer lebendig geblieben, und sie haben alle Geschöpfe als ihre Brüder und Schwestern wahrgenommen und geachtet.

Könnte es also sein, dass so, wie Hiskija zu Gott ruft, auch Tiere und Pflanzen zu Gott rufen? Dass sie ihn fragen: Warum werden unsere Lebensfäden abgeschnitten? Warum wird das Haus, in dem wir leben, abgebrochen und weggetragen wie ein Hirtenzelt? Und könnte es sein, dass Gott auf sie hört und uns einlädt, ebenfalls auf sie zu hören?

Wenn wir alle vom gleichen Webstuhl gewoben worden sind, dann sind auch unsere Lebenstücher verbunden miteinander. Dann spinnen sich zwischen uns viele farbige Lebensfäden, und wann immer ein Lebewesen bedroht wird oder vor seiner Zeit stirbt, dann betrifft das uns alle. Ja, es ist wahr: Wir könnten nicht leben, wenn wir nicht Pflanzen ernten und essen würden. Und auch im Tierreich leben die einen von den anderen. Doch die Erkenntnis, dass wir alle gleichermassen von der göttlichen Weberin gewoben worden sind, dass wir zum gleichen Lebenstuch gehören, könnte unsere Verantwortung füreinander und für die ganze Schöpfung stärken. Wir würden uns berühren lassen von Gottes kundigen Händen und seiner Kreativität und selber kundig und kreativ werden. Als Menschen, die von Gott in seinem Bild geschaffen worden sind, sind auch wir gesegnet mit der Fähigkeit, Beziehungen zu weben und Lebenstücher zu achten und zu schützen.

Amen.